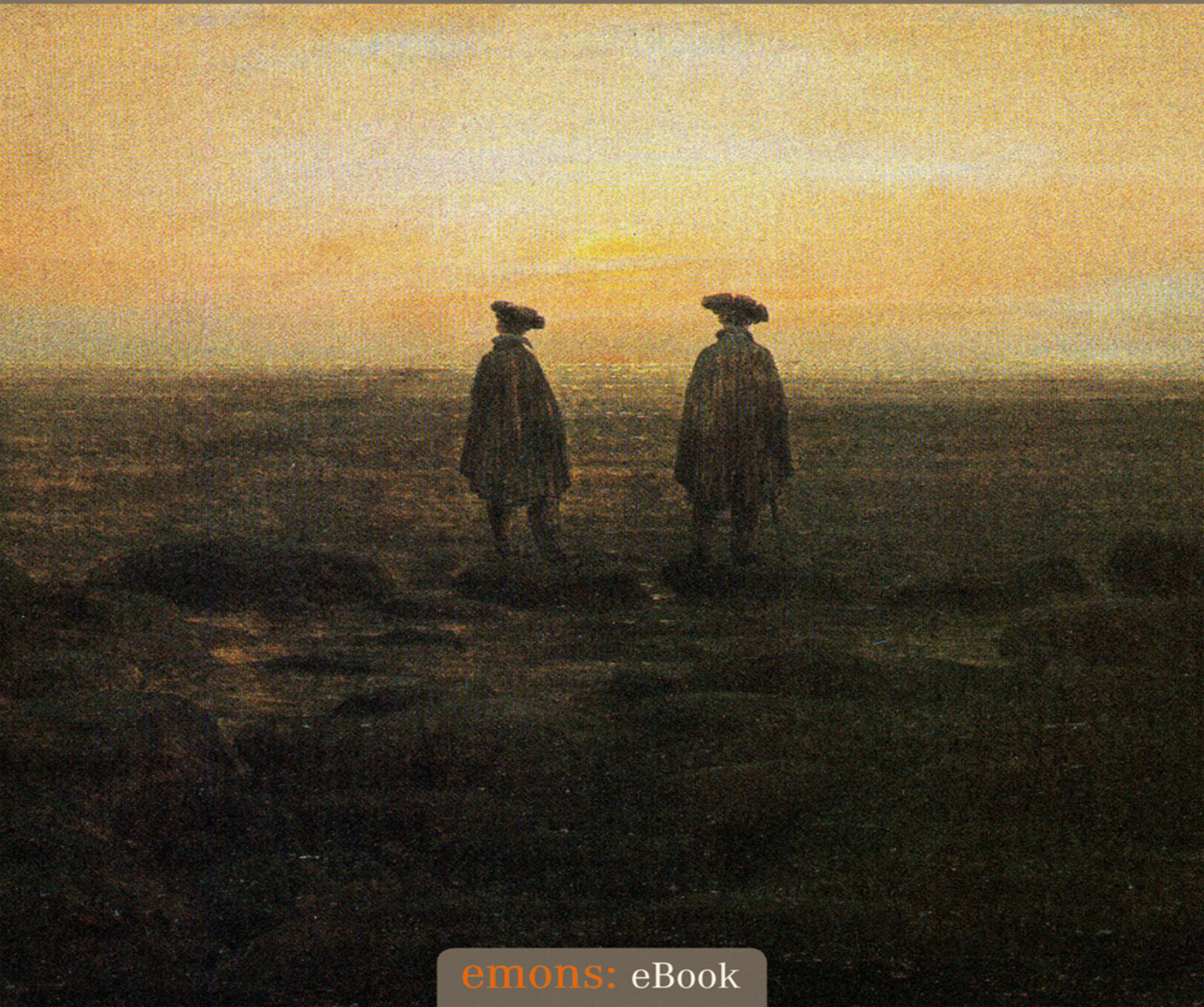


PETER KERSKEN

Die Suche nach dem goldenen Tod

HISTORISCHER ROMAN



emons: eBook

Peter Kersken, geboren 1952 in Oberhausen im Ruhrgebiet, studierte Philosophie und Literaturwissenschaften in Freiburg und Köln und arbeitete als Redakteur bei einer Kölner Tageszeitung. Er lebt als freiberuflicher Autor in der Eifel.

www.peterkersken.de

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

© 2013 Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Caspar David Friedrich: Zwei Männer am Meer

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-86358-276-0

Historischer Roman

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Für Jonas, Max, Hanno, Jakob
und alle, die unterwegs sind

»Derjenige, der in seiner Einfalt wandelt und Gott fürchtet, ist unendlich höher zu schätzen, als ein Kluger, den sein Witz an die Pforten der Höllen führet.«

Johann Friedrich Weitenkampf, 1754

»Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!«

Immanuel Kant, 1784

EINS

Ludgera von Hiesfeld zog das Löteisen aus der Flamme und drückte die heiße Spitze gegen den feingliedrigen Leib aus Wachs, der vor ihr auf dem Tisch lag. Brustkorb, Bauch und Schädel begannen unter dem LötKolben zu schmelzen. Ludgera legte das Werkzeug zur Seite, nahm die kleine Federzange zur Hand, hob mit ihr Würmchen und winzige Kröten von der Tischplatte und setzte das wächserne Getier in die aufgeweichten Stellen des Körpers.

Die getreulich geformten Modelle des menschlichen Leibes und des widerlichen Gewürms wurden eins, wurden zum Bildnis eines verwesenden Leichnams, an dem sich Kröten und Würmer labten. Auf dem Tisch vor Ludgera von Hiesfeld lag ein Tödlein.

Die Seniorin des hochadeligen Frauenklosters zu Sterkrade war eine begnadete Wachsbildnerin. Sie hatte als junges Mädchen auf dem Gut ihrer Eltern das Wachsbossieren von der Mutter erlernt. Die hatte sich zeitlebens mit großer Begeisterung und wenig Begabung daran versucht, Madonnen und Heiligenstatuen nachzubilden. Ludgera hatte das Talent, das ihrer Mutter fehlte. Sie hatte den Blick für die Proportionen einer Gestalt, feinfühligte Hände und so viel Geschick im Umgang mit Bossierhölzern und LötKolben, dass sie jeden Faltenwurf eines Gewandes, die Muskulatur eines Körpers und selbst den feinen Ausdruck eines menschlichen Antlitzes zu gestalten vermochte.

Anfangs hatte Ludgera es ihrer Mutter gleichgetan und wächserne Heilige geschaffen. Erst im Kloster hatte sie damit begonnen, Tödlein zu modellieren.

Sie kannte solche Nachbildungen menschlicher Leichname seit ihren Kindertagen. Betrachtungssärglein hatten auf den Kommoden der Schlafzimmer, auf den Truhen vieler Bauernstuben und in gläsernen Vitrinenschränken adliger Häuser gestanden. In den kleinen Särgen hatten verwesende Körper aus Wachs, von Bauernhänden grob geschnitzte hölzerne

Skelette oder kostbare Kunstwerke, Gerippe aus Elfenbein und edlen Metallen, gelegen.

Als kleines Mädchen hatte sie all diese grausigen Abbilder des Todes mit kindlicher Furcht und Abscheu betrachtet. Doch als sie eine junge Frau wurde, als sie den eitlen Verlockungen und den törichten Versprechungen des Lebens begegnete, als ihr erstes Paar Tanzschuhe durchgetanzt war und sie, erschreckt von den Gelüsten, die in ihr erwachten, nächtelang nicht schlafen konnte, da erinnerte sie sich an das wächserne Tödlein ihrer Großmutter, das seit dem Tod der alten Frau wenig beachtet in einer Fensternische gestanden hatte. Sie holte es in ihr Zimmer und verbrachte viele Stunden ihrer schlaflosen Nächte kniend und betend neben dem Betrachtungssärglein.

Die junge Ludgera war erfüllt von der unbändigen Sorge um ihre unsterbliche Seele und von der tiefen Überzeugung, dass jedes fadenscheinige irdische Glück und alle flüchtigen Freuden des Lebens nichts waren als Versuchungen des Satans. In jedem Augenblick ihres Daseins war ihr gegenwärtig, dass ihr Körper aus Staub gebildet war und wieder zu Staub zerfallen würde. Schon hinter der nächsten Tür konnte Gevatter Tod lauern, schon bald konnte ihr schöner, reiner Mädchenleib das sein, was da vor ihr in dem Sörglein lag: entseeltes moderndes Gebein.

Nichts erschreckte sie mehr als die Vorstellung, unvorbereitet zu sein, wenn ihre Stunde schlug, sündenbeladen vor das Angesicht Gottes treten zu müssen und von ihm zur ewigen Verdammnis verurteilt zu werden.

Eine Prüfung war dieses Leben, ein kurzer, steiniger Weg, an dessen Ende die Menschen für jeden Schritt, den sie gegangen waren, Rechenschaft abzulegen hatten. Denen, die gottesfürchtig auf dem Pfad der Tugend gewandelt waren, stand das Himmelreich offen. Auf die, die lasterhaft und sündig vom Weg abgekommen waren, warteten ewige Höllenqualen, endlose Leiden und Schmerzen.

Ein Tödlein erinnerte die Menschen an ihre Sterblichkeit, es mahnte sie, zu jeder Stunde auf ihr Ende vorbereitet zu sein, und es führte ihnen immer wieder vor Augen, wie bedeutungslos alles irdische Sein angesichts der Ewigkeit war.

Ludgera trat ins Kloster ein und entschloss sich bald darauf, ihre Kunstfertigkeit nur noch darauf zu verwenden, kleine Leichname aus Wachs zu formen.

In einer Zeit, in der gebildete Männer sich übermütig der Welt zuwandten und ein jedes Ding und jedes Geschehen mit dem Verstande zu ergründen und zu erklären suchten, anstatt auf Gottes Ratschlüsse zu vertrauen und sich demütig seinem Willen zu unterwerfen, erschien es ihr so wichtig wie nie zuvor, die Menschen an ihre Endlichkeit und an die Nichtigkeit all ihres Tuns zu erinnern.

Die Tödlein, die unter Ludgeras Händen entstanden, waren furchterregend und abscheulich. Sie formte verwesende Leichname, deren Schädel noch mit Hautfetzen bedeckt waren, in deren aufgebrochenen Brustkörben Kröten und Ratten an den Rippenknochen nagten, aus deren Unterleibern von Maden angefressene Gedärme hervorquollen, um deren zerfallende Arme und Beine sich Würmer und Schlangen wanden. Die Farbe der toten Leiber, ein rostiges Ocker, erinnerte nicht an menschliche Haut, sondern an welkende Blätter. Für Ludgera war es der Farbton der Vergänglichkeit. Sie hatte lange herumexperimentiert, bis sie ihre Rezeptur gefunden hatte. Sie ließ zartgelbes Wachs von jungen Bienen über einem schwachen Feuer schmelzen, färbte es mit einer Prise Zinnober ein, gab ein paar Tropfen venezianisches Terpentin und ein wenig Talg von einem Schafsbock dazu und rührte zum Schluss einen kleinen Anteil von gebleichtem Wachs in die Masse ein.

Aus diesem Material formte sie ihre etwa zehn Zoll großen Figuren. Um ihnen Stabilität zu verleihen, gab sie ihnen Kerne aus Gips, oder sie flocht Skelettgerüste aus dünnem Eisendraht, um die herum sie ihre schaurigen Leichname modellierte.

So waren es wohl mehr als tausend Tödlein geworden, die Ludgera von Hiesfeld in den vergangenen vierzig Jahren geschaffen hatte.

Unter den Sterkrader Bauern hatte sie einen gefunden, der sich aufs Tischlerhandwerk verstand und Särgelein aus Buchenholz für sie baute, schlichte, kleine Kästen mit abnehmbarem Deckel, die den Särgen nachempfunden waren, in denen das Bauernvolk der Gegend zu Grabe

getragen wurde. Ludgera legte die Holzkästchen mit weißem Leinenzeug aus, bevor sie ihre Tödlein darin bettete.

Anfangs hatte sie ihre Betrachtungssärglein an Menschen verschenkt, die ihr nahestanden, an Verwandte und an ihre Klosterschwestern. Dann war eines Tages ein junger Mann in Sterkrade aufgetaucht, der Händler Sylvester Kümmerling, dessen Kasten gefüllt war mit Holzschnitten und Kupferstichen, auf denen Gevatter Tod umherschlich, mit Büchern und Broschüren besinnlichen Inhalts und mit diversen Betrachtungssärglein, wie Ludgera sie aus ihren Kindertagen kannte. Der Handel des jungen Mannes war einträglich. Die Menschen gaben gern ihr gutes Geld für allerlei Erbauliches her, gerade so, als könnten sie sich damit schon ein Stück der ewigen Seligkeit kaufen. Als Sylvester Kümmerling Ludgeras Wachsfiguren sah, war er begeistert und bot ihr zehn gute Groschen oder fünfundzwanzig Stüber für jedes Stück.

Vor mehr als drei Jahrzehnten war das gewesen. Seitdem kam Kümmerling regelmäßig und kaufte die wächsernen Tödlein auf, um sie auf Märkten und bei Kirchweihfesten feilzubieten.

Ludgera von Hiesfeld hatte es immer als ein Geschenk Gottes betrachtet, dass sie mit ihrer Kunstfertigkeit die Menschen mahnen und zugleich ihr eigenes Leben ein wenig angenehmer gestalten konnte. Sie gönnte sich morgens eine Kanne Kaffee, an den Nachmittagen einen Tee und zum Abend einen Schoppen Wein. So manchen Taler gab sie auch für das Brandholz aus, mit dem sie in ihrer Zelle den kleinen Ofen befeuerte, den sie für ihre Arbeit, fürs Schmelzen und Mischen des Wachses und für das Erhitzen des Lötkolbens brauchte. So hatte sie es auch im Winter leidlich warm, während die anderen Fräuleins des Konvents sich an kalten Tagen nicht in ihren Zellen aufhalten konnten. Auf Kosten der Abtei wurden nur das Refektorium, das Zimmer der Äbtissin und der kleine Kapitelsaal, in dem die Damen sich zur Konversation und zum Handarbeiten trafen, beheizt.

Ludgera ahnte schon seit einer ganzen Weile, dass es nicht mehr lange so weitergehen würde mit der Wachsbildnerei. In den letzten Monaten legte sich immer häufiger ein Nebelschleier über Tödlein, Maden, Würmer und

Kröten, der ganz allmählich dichter zu werden schien. Nur bei hellem Tageslicht nahe am Fenster konnte sie noch arbeiten.

Nun schien es gar so, als sollten die fünf wächsernen Leichname, die schon seit Tagen auf Ludgeras Truhe in ihren kleinen Särgen lagen, die letzten sein, die sie an Sylvester Kümmerling verkaufen konnte. Sie hatte einen Brief von ihm bekommen, in dem er seinen Besuch ankündigte und ihr zugleich mitteilte, dass es sein letzter sein werde. Er sei, so schrieb er, des Vagabundierens müde und wolle sich von Sterkrade aus auf den Weg nach Berlin machen, wo ihm gemeinsam mit seinem älteren Bruder ein Haus gehöre, das in all den Jahren des Herumreisens nur auf dem Papier sein Zuhause gewesen sei. Er wolle dort künftig gemeinsam mit seinem Bruder Kaspar, der in dem Haus eine Druckerei betreibe, leben und ihm in seinem Geschäft zur Hand gehen.

Ludgera stand von ihrem Stuhl auf, beugte sich über die Truhe, betrachtete die fünf Wachsfiguren aus nächster Nähe, eine nach der anderen, setzte sich wieder, nahm das Tödlein, auf das sie gerade Würmer und Kröten aufgesetzt hatte, vorsichtig von der Tischplatte und lächelte zufrieden. Sie war immer noch geschickt. Das Figürchen in ihrer Hand sah den fünf wächsernen Leichnamen auf der Truhe ähnlich, ganz so, wie sie es beabsichtigt hatte.

Doch dieses Tödlein war nicht das, was es zu sein schien. Was Ludgera jetzt vorsichtig wieder auf den Tisch legte, war ein mit Wachs überzogenes Gerippe aus purem Gold. Es war der kostbare Besitz der Äbtissin Antonetta von Streithorst.

Vor vielen Jahren hatte Ludgera das wundervolle Kleinod zum ersten Mal gesehen. Antonetta war damals eine sehr junge Novizin gewesen und sie selbst ein noch ziemlich junges Klosterfräulein. Obwohl ihre Eltern nur zum einfachen niederrheinischen Landadel gehört hatten, während Antonetta aus einem der vornehmsten Geschlechter im Königreich Hannover stammte, hatten die beiden sich schnell angefreundet.

Es waren ausschließlich Töchter adliger Familien, die zum Kapitel der Zisterzienserinnen in Sterkrade gehörten. Etlichen von ihnen war das Klosterleben schon in der Wiege vorherbestimmt worden, für andere hatte

sich kein passender Gemahl gefunden, bei manchen hatte die Brautausstattung nicht für eine aristokratische Heirat gereicht. Um ins Kloster aufgenommen zu werden, mussten die Fräuleins ein Eintrittsgeld von hundert Talern mitbringen, das Mobiliar für ihre Zelle, Wäsche und Kleider und ein silbernes Besteck, alles in allem eine bescheidene Mitgift, wenn man bedachte, dass sie im Kloster gut versorgt waren und hier ein standesgemäßes Leben führen konnten.

Ludgera hatte im Laufe der Jahre den Eindruck gewonnen, dass nur wenige Frauen freudigen Herzens und gänzlich ungezwungen den Weg ins Kloster gewählt hatten. Antonetta von Streithorst hatte nicht zu ihnen gehört. Schon in ihren Kindertagen hatte der Vater entschieden, dass sie und einer ihrer Brüder einmal dem geistlichen Stand angehören sollten. Sie hatte sich in Sterkrade verloren gefühlt, sich auf das Familiengut im Osnabrücker Land zurückgesehnt und hatte sich nur schwer in den gleichförmigen Alltag hinter Klostermauern einfügen können.

Ludgera hatte sich der Unglücklichen angenommen und ihr gezeigt, dass es Besseres gab als Trübsinn und Heimweh, um die Stunden zwischen den Chorgebeten auszufüllen. Sie hatten Wanderungen durch die Heide unternommen, Kutschfahrten an den Rhein und nach Duisburg, sie hatten im Blumengarten zwischen den Rosen gesessen und einander aus Büchern vorgelesen. An den langen Wintertagen hatten sie mit den anderen Fräuleins musiziert und gesungen, und sie hatten sogar hin und wieder in jugendlichem Übermut ihren Schabernack mit den Domestiken des Klosters getrieben.

Eines Tages war Antonetta in Ludgeras Zelle gekommen und hatte ihr das goldene Tödlein gezeigt, ein so edles und wertvolles, wie Ludgera noch nie eines gesehen hatte. Es war das Meisterwerk eines begnadeten Goldschmieds. Ihm war es gelungen, vom Schädel über die gebogenen Rippen bis hinab zu den Gliedern der Zehen jedes einzelne Knöchelchen des Skeletts aufs Feinste herauszuarbeiten. Auf der Stirn des Totenschädels glitzerte ein Diamant, im Inneren des Brustkorbes, dort wo das Herz eines lebendigen Menschen schlägt, war ein kirschgroßer Edelstein eingesetzt worden, der zwischen den Rippen hindurch blutrot schimmerte.

»Ein Rubin ist das«, hatte Antonetta erklärt. »Er beschützt die Besitzerin des Tödleins vor Schwermut. Und der Diamant im Schädel, der hält den Satan fern. Jedenfalls hat das meine Mutter immer gesagt.«

»Hast du es von ihr?«, hatte Ludgera gefragt.

»Ja. Und die hat es von ihrer Mutter bekommen und die von ihrer Mutter.«

Das Gerippe lag in einem schwarz lackierten hölzernen Särgelein, das mit rotem Samt ausgeschlagen war. Das Gold, die edlen Steine und die kunstvolle Verarbeitung machten es zu einer einzigartigen Kostbarkeit.

Ludgera schätzte seinen Wert auf mindestens tausend Reichstaler. In der Wunderkammer eines Edelmannes oder eines reichen Bürgers wäre es gewiss das alles überstrahlende Prunkstück, und ein wohlhabender Sammler gäbe vielleicht sogar zweitausend Taler her, um einen solchen Schatz sein Eigen nennen zu können.

Der kleine goldene Tod machte Antonetta von Streithorst zu einer reichen Frau. Das aber durfte sie nicht sein, und so hatte sie das kostbare Erbstück versteckt gehalten, seitdem sie in Sterkrade war. Sie hatte Gehorsam, Keuschheit und Armut gelobt, wie alle Fräuleins es taten, wenn sie in den Konvent der Zisterzienserinnen aufgenommen wurden. Antonetta hätte ein so wertvolles Kleinod nicht besitzen dürfen, sie hätte es der Äbtissin aushändigen müssen.

Doch sie hing an dem goldenen Tödlein, nicht nur, weil es sie mit ihrer Familie verband. Es gab ihr die Gewissheit, sich hinter den Klostermauern ihre Freiheit bewahren zu können. Solange das kostbare Stück in ihrem Besitz war, blieb sie eine vermögende adlige Dame. Wenn sie es einmal nicht mehr in der Abtei aushielte, dann könnte sie gehen, ohne Not und Elend befürchten zu müssen.

Der verbotene Reichtum der Freundin schockierte Ludgera von Hiesfeld nicht. Sie waren nun mal Töchter aus wohlhabenden Häusern und blieben es auch im Kloster. Die wenigsten Konventsfräuleins hatten eine Vorstellung davon, was es überhaupt bedeutete, arm zu sein, wenn sie ihre Gelübde ablegten. Ludgera war jeden Tag bei den Mahlzeiten im Refektorium aufs Neue davon überzeugt, dass ihr gemeinsames Wohlleben in der Abtei mit

Armut nicht das Geringste zu tun hatte. Sie vermutete, dass Antonetta nicht die Einzige war, die im Verborgenen etwas besaß. Ihr goldenes Kleinod war zwar ein ganz außerordentlich kostbarer Besitz, aber für Ludgera gab es keinen guten Grund, das Geheimnis der Freundin zu verraten, einen sehr guten allerdings, es nicht zu tun: Sie wollte, dass Antonetta das Tödlein und damit ihre Freiheit behielt. Sie sollte im Kloster bleiben, weil sie es selbst so wollte.

Nur zwei Tage hatte Ludgera damals gebraucht, um das goldene Gerippe in einen wächsernen Leichnam zu verwandeln.

Im Sommer 1730 war das gewesen. In den mehr als dreieinhalb Jahrzehnten, die seitdem vergangen waren, hatte das Tödlein in Antonettas Zelle gestanden, ohne dass je eine der Klosterfrauen Verdacht geschöpft hätte. Alle, die es gesehen hatten, hatten es für eine der vielen Wachsfiguren gehalten, die Ludgera geschaffen hatte.

Antonetta hatte sich nicht nur ins Klosterleben eingefügt, sie hatte Gefallen daran gefunden. Noch in recht jungen Jahren war sie die Kellnerin der Abtei geworden, hatte Einkünfte und Ausgaben kontrolliert, vom Kornsöller bis zum Weinkeller die Lagerung der Lebensmittel überwacht und mit großer Umsicht dafür gesorgt, dass alle Vorratsräume des Klosters stets ausreichend gefüllt waren. Die adligen Damen des Konvents hatten ihren ausdauernden Fleiß und ihren Verstand so hoch geschätzt, dass sie Antonetta von Streithorst im Herbst 1754 zu ihrer Äbtissin gewählt hatten.

Seitdem hatte sich die Beziehung zwischen Antonetta und Ludgera abgekühlt. Die Äbtissin begegnete der alten Freundin ebenso distanziert wie den anderen Fräuleins, und Ludgera hielt Antonetta inzwischen für eine allzu kühle und berechnende Herrin, gebieterisch gegenüber Bauern und Domestiken, unnachgiebig gegenüber Schuldnern und unversöhnlich gegenüber allen, die gegen die Interessen der Abtei handelten. Mit der unglücklichen jungen Novizin von einst hatte die Äbtissin von Streithorst nicht die geringste Ähnlichkeit mehr.

Über das Tödlein, seine Geschichte und sein verborgenes Inneres hatten die beiden Frauen nie mehr miteinander geredet. Ludgera hatte das Geheimnis stillschweigend bewahrt, und die inzwischen

sechsfünfzigjährige Äbtissin und die zweiundsechzigjährige Seniorin, die beiden ältesten Frauen im Sterkrader Kapitel der Zisterzienserinnen, hätten vielleicht nie mehr über das goldene Gerippe gesprochen, wenn nicht Antonetta vor ein paar Tagen ein Missgeschick passiert wäre. Sie hatte die Figur aus ihrem kleinen Sarg genommen, um sie nach langer Zeit noch einmal vom Staub zu befreien. Dabei war sie ihr aus den Händen gegliitten und auf den Holzfußboden gefallen.

Das Wachs platzte an etlichen Stellen vom Skelett ab, das edle Metall wurde sichtbar. Mitten auf der Stirn des goldenen Schädels glitzerte der Diamant. Die Äbtissin trug das Ergebnis ihres Malheurs sofort zu Ludgera von Hiesfeld und bat sie, das Gerippe wieder mit Wachs zu umkleiden. Ludgera fragte nicht, ob das Versteckspiel denn immer noch nötig sei, ihr war sofort klar, dass das Geheimnis unter allen Umständen weiterhin gewahrt werden musste.

Wenn ans Licht käme, dass Antonetta von Streithost jahrzehntelang in ihrer Zelle einen kostbaren Besitz verborgen gehalten hatte, würden die Fräuleins, die ihre ehrwürdige Mutter für untadelig hielten, sich enttäuscht von ihr abwenden. Käme dem Abt des Klosters Kamp, dem geistlichen Vater der Sterkrader Zisterzienserinnen, die Angelegenheit zu Ohren, könnte das unerfreuliche Konsequenzen für die Äbtissin und das ganze Kapitel haben, und am Ende würde vielleicht sogar der Zorn des Kölner Erzbischofs die Abtei treffen.

Nein, es wäre niemandem damit gedient, wenn herauskäme, dass die Äbtissin von Streithorst es mit ihren Gelübden nicht so genau genommen hatte und dass die Seniorin von Hiesfeld ihr bei ihrem Fehltritt hilfreich zur Hand gegangen war.

Ludgera befreite das Gerippe gänzlich vom alten Wachs, legte es zwischen zwei brennenden Talgkerzen auf den Tisch und setzte sich davor. So verbrachte sie eine lange, gedankenschwere Nacht mit Antonettas Tödlein, an deren Ende sie überzeugt davon war, dass dieses prachtvolle Kleinod aus Gold und glitzernden Edelsteinen nicht nur ein Symbol der menschlichen Vergänglichkeit, sondern auch ein Sinnbild menschlicher Prunksucht und Eitelkeit war.

An den drei folgenden Tagen arbeitete sie in den Vormittagsstunden, in denen die Sonne vor ihrem Fenster stand, sorgsam und zielstrebig am Tisch in ihrer Zelle. Am dritten Tag um die Mittagsstunde hielt sie zufrieden lächelnd einen wächsernen Leichnam in den Händen, der sich nur durch sein Gewicht und durch die Kröte mitten auf der Stirn von all den anderen Figuren unterschied, die sie modelliert hatte.

Aus dem kostbaren Schatz der Äbtissin von Streithorst war wieder ein ganz gewöhnliches Tödlein geworden.

ZWEI

Der Wind schob den Sand der Heide zu kleinen Hügeln zusammen, trug sie wieder ab, formte zwischen dürrn Gräsern und rauen Kräutern flache Buckel, baute sie zu langgestreckten Dünenketten zusammen und bildete bizarre Sandgebirge, nur um schon bald alles wieder auseinanderzuwehen und Neues zu schaffen und es wieder zu zerstören.

Jacob Sander wusste, dass es die Sanddüne, in der Elseken und er ganz nah beieinander gesessen hatten, schon am nächsten Tag nicht mehr geben würde. Die hageren Sträucher, die wenigen grünen Wachholderbüsche und die vereinzelt in der weiten Heidelandschaft stehenden verdorrten Bäume, die den Kampf um ihr Leben schon lange verloren hatten, würden den Wind nicht aufhalten.

Die Fremden, die das Kloster besuchten, nannten die Gegend unwirtlich und armselig. Sie waren immer nur auf der Durchreise, blieben nie lange. Sie sagten, eine solche Ödnis mache sie schwermütig.

Heute erfreute sich Jacob an ihr. Er war unter der stillen Nachmittagssonne ein Teil der Landschaft. Die Kargheit, die ihn umgab, erlaubte es ihm, Elseken immer noch in der Ferne zu sehen, während sie schon auf die ersten ärmlichen Kotten zuging, die zur Bauernschaft Sterkrade gehörten.

Als sie am Morgen mit dem Korb am Arm und den feinen Schuhen an den Füßen das Kloster verlassen wollte, hatte Jacob sie am Torhaus abgepasst. Er wusste, dass sie sich auf den Weg nach Dinslaken machen wollte, um für die Damen des Kapitels beim Juden Andreas ein paar Pfund Kaffee zu kaufen, und er wusste, dass das eine gute Gelegenheit war, eine Weile mit ihr allein zu sein.

Sie hatten sich für die Mittagszeit verabredet.

Jacob fiel es leichter als Elseken, sich hin und wieder für ein paar Stunden aus dem Kloster fortzustehlen. Wenn die Äbtissin ihn vermisste, wähnte sie ihn im Studierzimmer vom Pfarrer Neustatt, wenn der ihn nicht fand, nahm er an, dass Jacob dem Herrn Kaplan Blume, dem Sekretarius der Abtei, bei

irgendwelchen Schreibarbeiten behilflich war, wenn der ihn nicht aufreiben konnte, vermutete er, dass Jacob vielleicht dem Kutscher und Baumeister Derrick Berger irgendwo zur Hand ging, und wenn der vergeblich nach ihm Ausschau hielt, dann dachte er bei sich, dass die Frau Äbtissin den jungen Sander mal wieder nach Duisburg zum Apotheker oder nach Osterfeld zum Wundarzt oder sonst wohin geschickt haben könnte.

Jacob war einer von fünfzehn Domestiken der Abtei. Noch vor ein paar Tagen hatte er alle ihre Namen von den Listen des Herrn Sekretarius abgeschrieben. Wer im Kloster arbeitete, welche Aufgaben die Bediensteten hatten und wie hoch ihr Lohn war, hatte er in das Rechnungsbuch übertragen. Hinter seinen eigenen Namen, hinter Jacob Sander, hatte er das Wort »Klostergehilfe« geschrieben. Die anderen waren Gärtner oder Hausdiener, Pferdeknecht, Schäfer oder Kuhhirte. Da war es keine Frage, wofür ein jeder seinen Lohn bekam. Das galt erst recht für Johann Butt, hinter dessen Namen Jacob notiert hatte »Bäcker, Brauer, Schlächter, Fassbinder und Aufseher über den Getreidevorrat«. Sechzehn Reichstaler wurden dem Meister Butt jedes Jahr bezahlt, das Recht, die Hefen vom Bier zu verkaufen und sich den Erlös in die eigene Tasche zu stecken, hatten die Damen ihm noch dazu eingeräumt.

Mehr bekam nur der lange Derrick Berger, der als Baumeister für die Instandhaltung der Abteigebäude verantwortlich war und den Damen auch als Kutscher diente. Vierundzwanzig Taler, zwei Paar Schuhe und ein ums andere Jahr eine vollständige Montur, bestehend aus Rock, Kniehose, wollenen Strümpfen und einem Dreispitz, waren sein Entgelt. Das war auch deshalb so reichlich bemessen, weil Berger weder ein Bett noch einen regelmäßigen Freitisch in der Abtei hatte. Er wohnte mit seiner Familie in einem kleinen Kotten auf Klosterland, wo seine Frau Gemüse im eigenen Garten zog, eine Schar Hühner fütterte, alljährlich zwei Schweine mästete und einen annehmbaren Haushalt führte. Berger teilte Bett und Tisch mit der Gemahlin, nur wenn seine Arbeit ihn im Kloster festhielt, wurde für ihn an der Gesindetafel gedeckt.

Auch bei den Frauen, die im Kloster arbeiteten, sah man gleich, wofür sie entlohnt wurden. Kammermädchen, Köchin, Küchenmagd, Stubenmagd,

Viehmagd oder Gartenmagd waren sie.

Bei Jacob war das anders. Was die Aufgaben eines Klostergehilfen waren, wusste niemand so recht, nicht einmal die Äbtissin.

»Wir werden sehen«, hatte sie geantwortet, als Jacob sie damals gefragt hatte, was er denn im Kloster zu tun habe. »Ein aufgeweckter Junge wie du kann dem Kapitel wohl allerlei nützliche Dienste leisten.«

In Jacobs fünfzehnten Jahr war das gewesen. Fünf Sommer und sechs Winter waren seitdem vergangen, eine lange Zeit, in der allerlei geschehen war, in der er mehr gelernt und gelesen hatte als mancher Bürgerssohn in Duisburg oder Essen auf dem Gymnasium, in der aus dem Bauernknaben vom Sanderhof ein junger Mann mit leidlich guten Manieren geworden war.

Und doch waren die fünfzehn Jahre nicht so verlaufen, wie Jacob sich das erhofft hatte. Anfangs hatten ihn noch alle einen Günstling der Frau Äbtissin genannt, und es war eine ausgemachte Sache gewesen, dass aus ihm einmal ein studierter Mann werden sollte. Davon war keine Rede mehr. Als einen überheblichen Bauernjungen, der es ihr an Gehorsam fehlen lasse, hatte die Äbtissin ihn erst vor kurzem beschimpft. Sie hatte ihn einen eitlen Taugenichts genannt, der allzu sehr auf sein irdisches Wohlergehen und sein Fortkommen in dieser Welt bedacht sei. Die hochwohlgeborene Frau von Streithorst hatte ihm ihre Gunst entzogen, das stand außer Frage. Er war nichts weiter als ein Klostergehilfe, von dem niemand wusste, welche Rolle ihm in der Abtei und in dieser Welt eigentlich zugeordnet war. Er war jemand, der einen Platz am Tisch des Gesindes und ein Bett in der Knechtekammer hatte und acht Reichstaler im Jahr bekam. Dazu gab es hin und wieder einen Rock und ein paar Stiefel, damit er nicht wie ein Bauer im blauen Kittel und mit Holzschuhen herumlaufen musste, wenn er im Auftrag der Äbtissin oder einer anderen Dame des Kapitels unterwegs war.

Das war nicht schlecht für den jüngsten Sohn eines Kötters aus Sterkrade, aber es war zu wenig für Elseken. Ein Mädchen wie sie gehörte an die Seite eines wohlhabenden Stadtbürgers oder eines studierten Herrn.

Als er ihr am Mittag durch die Heide entgegenging und sie auf der Landstraße in der Ferne bemerkte, mit der roten Samtweste über der weißen

Bluse und dem aufrechten Gang einer Fürstin, da dachte er, dass vielleicht alles so sein müsse, wie es war, dass er ruhig ein Klostergehilfe und ein armer Schlucker bleiben könne, weil eine wie Elseken ohnehin nicht für ihn bestimmt sein konnte. Als sie näher kam und er das Gesicht unter der weißen Haube sah, das so fein war wie das der Madonna auf dem Gnadenbild in der Abteikirche, da kam ihm gar der Gedanke, dass so eine wie Elseken vielleicht für niemanden auf dieser Welt bestimmt war. Als sie ihm endlich gegenüberstand, so nah, dass die Heide hinter ihr ganz klein wurde, senkte er seinen Blick.

»Du hast ja keine Schuhe an«, murmelte er.

»Die sind im Korb«, sagte Elseken.

»Den würd ich dir gern tragen.«

Elseken nickte.

Sie gingen Seite an Seite über die staubige Landstraße, Jacob, sprachlos, mit einer Hand am Henkel des Korbes und einer in der Hosentasche, und Elseken, redend und lachend, mit zwei Händen, die ständig in Bewegung waren.

Dass sie sich gesputet habe und schon nach zwei Stunden in Dinslaken gewesen sei, dass der Jude Andreas ihr ein Glas Milch geschenkt habe, dass sie es im Stehen getrunken habe, während der Andreas den Kaffee abgewogen und verpackt habe, dass ihr Mittagsbrot noch im Korb und die Butter vielleicht schon geschmolzen sei und dass sie allmählich Hunger bekäme, sagte Elseken, und dann erzählte sie noch, dass in Dinslaken ein frecher Bauernlümmel hinter ihr hergepiffen habe.

Danach schwiegen Elseken und Jacob eine Weile gemeinsam. Hier und da sahen sie in der weiten Landschaft winzige Kotten, nirgendwo einen stattlichen Hof. Ein Karren, auf dem Heideplaggen gestapelt waren, überholte sie. Der schwere Gaul, der ihn zog, hatte eine blonde Mähne. Der Bauer, der die Zügel in der Hand hielt und seine nackten Füße vom Karren baumeln ließ, rief freundlich: »Gott mit euch!«

Jacob und Elseken erwiderten den Gruß. Aus Sterkrade kam der Mann nicht, sonst hätte Jacob ihn gekannt.

Ganz plötzlich lief Elseken los, weg von ihm und von der staubigen Straße. Sie hüpfte an trockenem Heidekraut vorbei übers harte Gras.

»Pass auf deine Füße auf!«, rief Jacob und rannte hinter ihr her.

Elseken hielt auf ein paar Wachholdersträucher zu, die dicht beieinanderstanden, kaum weiter als einen Steinwurf von der Landstraße entfernt. Erst bei den Büschen holte Jacob sie ein. Dahinter hatte der Wind eine sanft gewellte Dünenlandschaft geformt. Elseken ließ sich lachend in den warmen Sand fallen. Jacob setzte sich neben sie.

»Hier ist es schön. Hier sieht man uns nicht von der Landstraße aus«, sagte Elseken.

»Mich stört es nicht, wenn die Leute uns zusammen sehen.«

»Aber die Damen haben mich geschickt, um Kaffee zu holen, und nicht, damit ich mich in der Heide herumtreibe. Mir wär es nicht recht, wenn ihnen jemand zutragen würde, dass ich hier mit dir gesessen habe.«

»Ja, ist schon besser so«, gab Jacob zu.

»Warum wolltest du überhaupt, dass wir uns treffen?«

»Nur so.«

»Nur so? Was soll das denn heißen?«, fragte Elseken schnippisch.

»Ich wollte mit dir allein sein, weil ich dir was sagen will.«

»Das brauchst du nicht. Ich weiß schon alles.«

»Was weißt du?«

»Alles, was du mir sagen willst.«

Jacob zog seine Stiefel aus, warf sie zur Seite und vergrub seine nackten Füße im warmen Sand, genau so, wie Elseken es auch getan hatte.

»Gib mir mal den Korb!«, sagte sie.

Jacob stellte ihn neben Elseken.

Sie schlug das Tuch zu Seite, holte eine Tonflasche heraus, zog den Korken, hob die Flasche an ihre Lippen und trank.

»Willst du auch?«

»Was ist das?«

»Wasser. Was denkst du?«

Jacob trank einen kräftigen Schluck.

»Es schmeckt wie Wein«, sagte er.

»Quatsch!«

»Es schmeckt nach deinen Lippen.«

Elseken lachte. Sie wickelte das dunkle Brot aus, das die Köchin Mechthilde ihr eingepackt hatte, und brach es entzwei.

»Hier, nimm!« Sie hielt Jacob ein Stück hin.

»Warte«, sagte er, »ich hab auch was.« Er zog ein Tuch aus seiner Hosentasche und faltete es vorsichtig auseinander.

»Getrocknete Apfelringe«, sagte Elseken erstaunt. »Woher hast du die denn?«

»Aus der Vorratskammer.«

»Gestohlen?«

Jacob schüttelte so heftig den Kopf, dass sein blonder Zopf ihm über die Schulterblätter hüpfte.

»Nein, nein. Ich musste nur die Mechthilde ein wenig becircen.«

»Das ist dir gewiss nicht schwergefallen.« Elseken lachte. »Die Mechthilde, die mag dich nämlich. Ich glaube, alle Weibsleute mögen dich. Nicht nur die Köchin, auch die Mägde.«

»Das ist doch Unsinn«, widersprach Jacob, obwohl ihm gefiel, was Elseken da sagte.

»Wenn du einem Mädchen ein paar Apfelringe schenken willst, dann stopfst du sie dir nicht einfach so in die Hosentasche, wie jeder andere Bursche es täte. Du wickelst sie in ein sauberes weißes Leinentuch, gerade so wie ein feiner Herr. Das hast du eben in dir. Ich glaube, deshalb mögen die Weibsleute dich.«

Jacob sagte nicht, dass Mechthilde das getrocknete Obst ins Tuch eingeschlagen hatte. Er hockte eine Weile schweigend im Heidesand, aß dunkles Brot mit zerlaufener Butter, trank aus derselben Wasserflasche wie Elseken Radermacher und berührte mit seinen Füßen ihre nackten Waden. Sie zog ihre Beine nicht zurück, und Jacob ahnte plötzlich, warum Menschen immer wieder sündigten, obwohl sie von den ewigen Schrecken und Qualen wussten, die sie in der Hölle erwarteten.

Während Elseken genüsslich einen Apfelring zerkaute, fragte er: »Und du weißt schon, was ich dir sagen will?«

Sie nickte und kaute.

»Du bist das schönste Mädchen, das ich kenne.«

»Du hast noch nicht viele gesehen.«

»Ich war schon oft in Duisburg. In der Stadt gibt es viele.«

Elseken knabberte kleine Stückchen aus einem Apfelring heraus.

»Es gehört sich nicht, dass ein Bursche zu einer Jungfrau sagt, dass sie schön ist.«

»Ach nein?«

»Das darf er nur, wenn sie seine Braut ist.«

»Ich möchte gern, dass du meine Braut wirst.«

Elseken nickte. »Ich weiß.«

»Woher?«

Sie schlang ihre Arme um beide Beine, zog sie zu sich heran, so dass Jacobs Füße allein zurückblieben, und legte den Kopf auf ihre Knie. Die Spitze ihres geflochtenen braunen Zopfes streichelte den Sand.

»Ach Jacob, das spür ich doch, dass du mich gern hast, schon lange. Mit allen scherzt du herum, mit der Köchin und der Küchenmagd, mit der Viehmagd und dem Stubenmädchen. Nur wenn du mich siehst, dann wirst du immer ganz scheu und still. Und vorhin auf der Landstraße, da bist du sogar ein bisschen rot geworden.«

»Dann halt ich eben den Mund, wenn du schon alles weißt«, sagte Jacob eingeschnappt.

»Aber es gefällt mir doch, wenn du mir sagst, dass ich schön bin und dass du mich magst.«

Sie hob den Kopf von den Knien und sah Jacob an. Der wich verlegen ihrem Blick aus.

»Ich hab dich ja auch gern«, sagte sie leise, »aber es geht nicht mit uns beiden. Das weißt du doch.«

Ja, das wusste er. Er wollte es nicht wahrhaben, er versuchte, es zu vergessen, aber Elseken hatte recht. Das mit ihr und mit ihm, das konnte nicht sein.

»Elseken Radermacher, Kammermädchen der Konventsfräuleins, zehn Taler, ein Paar Schuhe und ein Paar Pantoffeln«, hatte er vor ein paar Tagen

in das Rechnungsbuch des Klosters geschrieben.

Elseken war etwas Besonderes. Sie war keine Magd, sondern ein Kammermädchen. Zwei von ihnen gab es im Kloster, das der Äbtissin und das der Klosterfräuleins. Dorothea Wolff, die nur der ehrwürdigen Mutter zu dienen hatte, war erst siebzehn und kam aus Mülheim. Ihr Vater war ein wohlhabender Kaufmann, der seine Waren mit eigenen Schiffen über die Ruhr und den Rhein transportierte. Und sie war ein hochnäsiges Geschöpf.

»Die ist für eine reiche Heirat vorgesehen«, hatte die Köchin Mechthilde einmal gesagt, als Dorothea mal wieder übers Essen nörgelnd von der Gesindetafel davongelaufen war. Sie tat gern so, als gehöre sie da nicht hin, als stehe es einer wie ihr eigentlich zu, mit den adligen Fräuleins des Konvents zu tafeln.

»Bei der Mitgift, die die Jungfrau Wolff zu erwarten hat, wundert es mich nur, dass die Freier nicht jetzt schon alle Tage hier herumschleichen. Und wenn sie ein paar Jahre als Zofe unserer hochwohlgeborenen Frau Äbtissin im Kloster war, dann nehmen die jungen Herren gewiss an, dass die Dorothea sich auch in adligen Kreisen fein zu benehmen weiß und dass aus ihr eine fromme Hausfrau und eine sittsame Gemahlin werden könnte«, hatte Mechthilde vermutet und lachend hinzugefügt: »Wenn sie sich da mal nicht täuschen.«

Die Mägde und Knechte nannten die Kammermädchen »unsere beiden Mamsells«. Das klang ein wenig spöttisch, aber auch respektvoll. Elseken und Dorothea waren anders als sie. Sie schliefen nicht in der Mägdekammer. Dorothea hatte ein Kabinett neben dem Zimmer der Äbtissin, und Elsekens Kammer lag am Ende des Gangs mit den Zellen der acht Konventsfräuleins.

Die beiden Mädchen hatten immer fein geflochtene Zöpfe, selten schwarze Ränder unter den Fingernägeln, trugen weiße Blusen, Röcke ohne Schmutzflecke und an den Füßen Lederschuhe oder Pantoffeln.

Elseken Radermacher bediente die adligen Fräuleins, brachte ihnen Kaffee in die Zellen, erledigte hin und wieder Botengänge für sie, half ihnen bei der Toilette, schlug ihre Betten aus und begleite sie zum Arzt nach Holten oder zum Einkauf nach Duisburg. Wenn eine der Damen krank war, pflegte Elseken sie, und der im Alter erblindeten Sibilla von Hamm, die im Winter

gestorben war, hatte Elseken jeden Tag eine ganze Stunde lang aus der Bibel vorgelesen.

Die Nachtstühle leeren und die Zellen putzen musste Elseken nicht. Das war die Aufgabe der Stubenmagd.

Ja, etwas Besonderes waren sie beide, die feinen Mamsells, und doch war Elseken beinahe das Gegenteil von Dorothea. Ihr schmeckte es an der Gesindetafel, sie war nicht hochnäsig, und sie scherzte gern mit Mechthilde herum. Sie war kein eingebildetes Töchterchen aus der Stadt, sondern ein Bauernkind. Aber sosehr sie sich von Dorothea Wolff unterschied, so wenig hatte sie auch mit den anderen Mädchen im Kloster gemeinsam. Elseken konnte lesen und schreiben, hatte feine Manieren und ein Gesicht wie die Madonna auf dem Gnadenbild.

Ihre Eltern waren pflichtige Bauern wie fast alle Leute, die in der Gegend ansässig waren. Sie waren die Hausleute auf einem Anwesen der Abtei, das weitab von Sterkrade in Eppinghoven im Kirchspiel Walsum gelegen war. Dort bewirtschafteten die Radermachers zusammen mit ihren Knechten und Mägden achtunddreißig holländische Morgen vom besten Land unweit der Rheinauen. Einen so großen und ertragreichen Hof fand man nicht noch einmal unter den weit verstreuten Besitztümern des Klosters, so wohlhabende Bauern wie Elsekens Eltern suchte man in ganz Sterkrade vergeblich.

Jacob wusste aus den Büchern vom Herrn Sekretarius Blume, was die Radermachers an jährlichen Abgaben zu entrichten hatten: Zwei Malter Weizen, vier Malter Roggen, vier Malter Gerste, zehn Malter Hafer, zwei Schudschweine und drei Rauchhühner.

Das war mehr als das Doppelte von dem, was der größte Sterkrader Bauer dem Kloster lieferte, und die Radermachers aus Eppinghoven hatten, außer in der Schreckenszeit des Siebenjährigen Krieges, nie um Aufschub oder Nachlass gebeten. Da war es kein Wunder, dass die Konventsfräuleins bereit gewesen waren, es einmal mit dem Elseken als Kammermädchen zu versuchen.

Auch Jacobs Vater Johann war ein Klosterbauer. Seine Mutter Magdalena war tot. Der Sanderhof war ein Kotten mit sieben holländischen Morgen

Acker- und Weideland. Der Kötter Johann Sander hatte alljährlich ein Malter Roggen, ein Malter Hafer, zwei Hühner und ein Pfund Wachs an die Abtei zu liefern. Zudem war er zu zwei Tagen Handdienst mit der Sense auf den Feldern des Klosters verpflichtet.

Johann und Magdalena Sander hatten von dem, was sie dem sandigen Boden am Rande der schwarzen Heide abtrotzen konnten und nicht abgeben mussten, ihre Kinder Nepomuk, Lisbeth und Jacob, die drei, die das Säuglingsalter überlebt hatten, nicht immer satt bekommen.

In den Jahren, in denen sie verschont geblieben waren von Krankheit und Tod, von Krieg und Feuersbrunst, von Dürre, Blitz und Hagelschlag, in solchen Jahren war es ihnen leidlich gut gegangen. Aber der Sanderhof stand mitten in der elenden Welt und nicht im Paradies.

Dürrejahre, in denen der Brotkorb auf dem Sanderhof sehr hoch gegangen hatte, hatte es in Jacobs Kindheit immer wieder gegeben. Am schlimmsten war der Sommer gewesen, in dem ein Hagelschlag die gesamte Roggenernte vernichtet hatte. Damals hatten Jacob und seine Geschwister vor Hunger geweint, und Johann Sander war der Abtei einen Teil seiner Abgaben schuldig geblieben. Die Äbtissin hatte ihm Aufschub gewährt, erlassen hatte sie den Bauern, deren Getreide vom Hagel zerschlagen worden war, nicht einen Scheffel. Dem schrecklichen Hungerjahr waren ein paar gute Jahre gefolgt, in denen die Sanders Roggen, Hafer, Hühner und Wachs ins Kloster bringen konnten, ohne selbst darben zu müssen. Als Jacob elf oder zwölf Jahre alt gewesen war, waren die Soldaten gekommen, erst die Franzosen, die sich alles genommen hatten, was sie wollten, dann die Preußen und ihre Verbündeten. Die hatten von Steuerpflichten und Kriegsabgaben geredet, und dann hatten sie sich auch genommen, was sie wollten.

Mitten im Krieg war Magdalena Sander gestorben, vor Kummer und Gram, hatte der Vater gesagt, vielleicht auch am Schlagfluss, wie der Herr Pfarrer gemutmaßt hatte, nachdem er der Mutter die letzte Ölung gespendet hatte.

Nur ein paar Tage nach dem Begräbnis hatte Jacob das Haus seines Vaters verlassen. Der hatte ihm zum Abschied die Hand gedrückt und sich eine Träne aus dem Auge gewischt.

»Das Kloster ist doch nur ein paar hundert Ruten entfernt«, hatte Jacob verwundert gesagt.

»Es ist weiter weg vom Sanderhof, als du denkst«, hatte der Vater leise entgegnet. Dann hatte er geseufzt und gesagt: »Die ehrwürdige Frau Äbtissin und der Herr Pastor Neustatt, die werden schon wissen, was richtig für dich ist, und du tust gut daran, in die Abtei zu gehen. Dort ist der Tisch alle Tage reich gedeckt, und mir und dem Nepomuk und der Lisbeth wird es auch nicht schlechter gehen, wenn wir einen Esser weniger im Haus haben.«

Der Vater hatte ihm seinen Segen gegeben und lächelnd hinzugefügt: »Deine Schwester wird ab jetzt unsere Kuh hüten und die beiden Schweine in die Mark treiben. Du taugst sowieso nicht zum Bauern. Aber vergiss mir nicht, woher du kommst, und gib acht, dass der Umgang mit den vornehmen Damen dich nicht dünkelfhaft macht.«

Seit damals war keine Woche vergangen, ohne dass Jacob den Vater und die Geschwister besucht hatte, aber er hatte nicht ein einziges Mal mehr in dem ärmlichen Kotten seiner Familie übernachtet. Seit mehr als fünf Jahren stand sein Bett jetzt schon in der Knechtestube der Abtei. Das Kloster war sein Zuhause geworden.

»Jacob, was ist mit dir?« Elsekens Frage und ihre Hand, die sanft seinen Arm streichelte, hatten ihn aus seinen Gedanken zurück in die Heide geholt, zurück in diesen Frühlingstag des Jahres 1766, der nun doch nicht der schöne, sonnige Tag an Elsekens Seite war, den er sich erhofft hatte.

»Ja, du hast recht«, sagte er. »Das mit uns beiden, das geht nicht. Der Bauer Radermacher aus Eppinghoven, der kann wohl nicht dem Jüngsten vom armen Kötter Sander aus Sterkrade sein schönes Töchterchen geben.«

»Das weiß ich nicht«, sagte Elseken unwillig, »aber kein Vater auf dieser Welt kann seine Tochter einem Priester versprechen. Das ist wohl gewiss.«

»Einem Priester?«, fragte Jacob irritiert.

»Ja, das sollst du doch werden. Alle im Kloster wissen das. Es ist der Wille der Äbtissin, dass du der nächste Kaplan und Sekretarius der Abtei wirst. Und die Seniorin, die hat vor ein paar Tagen noch gesagt, dass du einmal einen feinen Herrn Pfarrer abgeben wirst.«

»So? Das hat sie gesagt, die ehrwürdige Ludgera von Hiesfeld?«

»Ja, genau so hat sie das gesagt.«

Jacob ließ sich auf den Rücken fallen und lachte.

»Was ist daran erheiternd?«, fragte Elseken ärgerlich.

Jacob schob die Hände unter seinen Kopf und schloss die Augen.

»Es belustigt mich, dass anscheinend alle wissen, was einmal aus mir werden soll, nur ich nicht.«

Elseken schwieg.

»Ich will kein geistlicher Herr werden«, sagte Jacob.

»Aber wenn die ehrwürdige Mutter es doch so für dich vorgesehen hat?«

»Ach Elseken. Die Frau von Streithorst, die hat mal dieses für mich vorgesehen und mal jenes. Da geb ich nichts mehr drauf.« Jacob richtete sich auf und schüttelte den Heidesand aus seinem Zopf.

»Unser Pastor Neustatt war der Erste, der sich gedacht hat, aus mir könnte man einen Priester machen«, erzählte er Elseken. »Er hat mit der Äbtissin drüber geredet, und die hat mich ins Kloster geholt. Damals hat sie gesagt, ich müsse tüchtig lernen, Latein und Griechisch und all die Sachen, die der Herr Pfarrer mir beibringen könne, dann wär's ihr eine Freude, mich einmal an der Theologischen Fakultät studieren zu lassen. Da hat mich die Vorstellung noch sehr beglückt, ein hochwürdiger Herr zu werden. Irgendwann hatte die Frau von Streithorst dann die Idee, die Abtei brauche dringend einen Advokaten, einen tüchtigen Beistand in allen Rechtsstreitigkeiten, und sie beschloss, mich zum Jurastudium an die Universität zu schicken. Der Gedanke fing gerade an, mir zu gefallen, sehr zu gefallen sogar, da hatte sie es sich schon wieder anders überlegt. Das Theologiestudium sei wohl doch der richtige Weg für mich, hörte ich sie eines Tages sagen, denn als Kaplan und Sekretarius könnte ich der Abtei gewiss am besten dienen. Da wollte ich aber schon kein Priester mehr werden, weil du inzwischen ins Kloster gekommen warst und weil ich, na ja, weil ich da schon etwas anderes wollte.«

»Wenn du die Möglichkeit bekommst, an die Universität zu gehen, dann darfst du das nicht ausschlagen«, sagte Elseken sanft. »Das wäre närrisch.«

»Es ist ja schon lange keine Rede mehr vom Studieren«, entgegnete Jacob achselzuckend. »Inzwischen bekomme ich nur noch von der Äbtissin zu hören, es fehle mir an Gehorsam und an Demut, und als Student käme ich nur noch weiter ab vom geraden Weg zur ewigen Seligkeit. Sie sagt, dass ich mich lieber um einen Platz im Himmelreich bemühen soll als um einen Platz in der Welt, der mir nicht zusteht.«

»Aber du hast einen Kopf zum Studieren, Jacob. Das weiß ich. Und den hat der liebe Gott dir gegeben. Also will er auch, dass du ihn benutzt.«

»Wenn er will, dass ich studiere, warum hat er mich dann in einem armseligen Kotten zur Welt kommen lassen?«

Elseken sah zum Himmel hinauf. Die Sonne hatte sich vom Zenit schon ein gutes Stück nach Westen entfernt.

»Jacob, ich muss mich sputen«, sagte sie und stand auf.

Während sie den Sand von ihren Füßen abwischte und sich die Schuhe anzog, fügte sie hinzu: »Bleib du noch ein Weilchen hier. Ich möchte nicht, dass wir zusammen im Kloster ankommen.«

Elseken beugte sich zu ihm herunter, gab ihm einen Kuss auf die Wange und sagte: »Ich bin froh, dass du kein Priester werden willst.« Dann nahm sie ihren Korb und lief davon.

Jacob hatte ihr lange nachgesehen. Erst als sie zwischen den ersten Kotten der Bauernschaft Sterkrade verschwunden war, zog er seine Stiefel an und ging langsam in Richtung Abtei.

DREI

Das Kloster war der Mittelpunkt der Welt. Nach Norden hin erstreckten sich die weiten Heidegebiete und ausgedehnte Wälder. Was jenseits davon lag, kannte Jacob nur aus den Erzählungen der Reisenden. Er wusste, dass die Postkutsche, die die Sterkrader Heide hinauffuhr, irgendwann in Dorsten ankam, dass man von dort weiterreisen konnte nach Münster oder umsteigen konnte in die Clevische Post, die bis nach Berlin fuhr und vielleicht sogar noch weiter.

Ihre geringste Ausdehnung hatte Jacobs Welt nach Osten. Wenn er vom Kloster aus der Morgensonne entgegenging, verließ er schon nach ein paar Fußminuten das Herzogtum Cleve und das Königreich Preußen und betrat das Vest Recklinghausen, das dem Kurfürsten von Köln gehörte. Jacob hatte die Grenze schon oft überschritten, hatte sich an der Anthonyütte umgeschaut, hatte den Wundarzt aus Osterfeld geholt oder hatte auf den vestischen Besitztümern der Abtei nach dem Rechten gesehen. Aber all diese Orte waren weniger als eine halbe Meile vom Kloster entfernt.

Im Westen bildete der Rhein die Grenze seiner Welt. In Dinslaken kannte Jacob den Laden des Juden Andreas und die Metzgerei des Juden Salomon. Zum Landgericht war er hin und wieder geschickt worden, und mit Derrick Berger war er beim Pferdearzt gewesen. In Beeck hatte er gelegentlich Briefe beim Advokaten Liliental abgegeben, den die Äbtissin gern in schwierigen Rechtsfragen zurate zog.

Der aufregendste Ort am Rande seiner Welt aber war ganz ohne Frage Duisburg, eine ummauerte Stadt mit vier Toren, fast zwei Meilen südwestlich von Sterkrade jenseits der Ruhr und nahe beim Rhein gelegen. Mehr als viertausend Menschen lebten zwischen den Mauern, und zu kaufen gab es rings um den Markt und die Salvatorkirche alles, was man sich vorstellen konnte, und sogar noch manches mehr. Gebleichtes Wachs und venezianisches Terpentin für die Seniorin von Hiesfeld waren da zu haben, Tuche aus Leinen und Seide in vielen Farben und Größen, Kleider, Hüte und Perücken, Augengläser und Pistolen, Landkarten, holländische Tonpfeifen